

aus:

Meyer, M. (Hg):

Grundlagen der Neuroorthopädie bei Cerebralparese -
Sensomotorik, Therapie, Psychodynamik, Indikationen.
Heidelberg (Winter) 2019

1.3 Sensomotorische Lebensweisen: Welche Themen prägen das Leben mit Behinderung – was heißt das für Verständnis und Kommunikation? (WINFRIED MALL)

1.3.1 Einleitung

Die Bezeichnung „Orthopädie“ enthält den griechischen Wortstamm „ortho“, der so viel wie „recht, richtig, aufrecht“ bedeutet. Wenn es aber um Menschen geht, gibt es – anders als z.B. in der Kfz-Technik – kaum je ein eindeutiges *richtig* oder *falsch*. Der betroffene Mensch hat immer ein Wort mitzureden, und wenn eine Maßnahme ihn nicht überzeugt, kann sie noch so sehr objektiv *richtig* scheinen, sie wird dennoch ihre Wirkung verfehlen¹. Dies soll auch uneingeschränkt für Menschen mit CP festgehalten werden, selbst wenn sie umfassend beeinträchtigt sind. Nur dass hier das Mitreden oft nicht so einfach ist, wenn die Person nicht über Verbalsprache verfügt.

Die Informationen des Umfelds helfen oft nur begrenzt weiter. So wichtig es ist, deren Sichtweisen einzubeziehen – Eltern, Lehr- und andere Fachkräfte neigen manchmal dazu, von ihren eigenen Bildern und Vor-Urteilen auszugehen, in der Annahme, der betroffene

¹ Die Psychotherapeutin und Behindertenrechtsaktivistin Aiha Zemp, ohne Arme und Beine geboren, berichtete, wie sie als Kind Bein- und Armprothesen aufgezungen erhielt, die sie in ihrer selbst entwickelten Bewegungskompetenz massiv behinderten und einzig den Effekt hatten, sie „normaler“ aussehen zu lassen. Sobald sie konnte, verweigerte sie sich diesen sog. Hilfsmitteln, überzeugt, dass sie so in Ordnung war, wie sie war (siehe SCHRIBER 2001, S. 4 f.).

Mensch könnte sich nicht dazu äußern. Darum wird es für den Praktiker umso bedeutungsvoller, die individuelle Weise des betroffenen Menschen wahrzunehmen, wie er etwas über sich aussagt. Das kann über ganz verschiedene Kanäle geschehen, wie gleich aufgezeigt werden soll. Es sind dies aber alles Kommunikationsweisen, die allen Menschen zu eigen sind, und deshalb können auch nichtbehinderte Menschen (wieder neu) lernen, sie bewusst zu nutzen. Für alle Menschen gilt: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“² Es kann nur passieren, dass keiner zuhört.

1.3.2 Sensomotorische Lebensweisen

Die Persönlichkeit von uns Menschen wird durch Themen geprägt, deren Anfänge in die früheste Kindheit, ja in die Zeit vor der Geburt zurückreichen, die uns aber gleichzeitig unser ganzes Leben hindurch begleiten. Im direkten Erleben und Tun prägen sie unsere Art und Weise, wie wir die Welt und uns selbst darin erleben, unabhängig von Sprache, inneren Vorstellungen oder reflektierter Einfühlung. Deshalb soll hier von sensomotorischen Lebensweisen die Rede sein³.

Absicht ist, aus einer ganzheitlichen Sichtweise heraus möglichst hilfreiche Bilder und Vorstellungen zu vermitteln, die es dem Praktiker erleichtern, Verständniskonzepte zu den gemeinten, oft zunächst so fremd und widersprüchlich anmutenden Menschen zu entwickeln. Vielleicht ermöglichen sie darüber hinaus die Entdeckung, dass diese Menschen mit uns *Nichtbehinderten* mehr gemeinsam haben, als uns trennt.

Es sollen vor allem Ansätze in den Blick gerückt werden, wie sich Kommunikation gestalten lässt, die wirkliches Verstehen erlaubt. Denn Kommunikation muss passen, jedes Thema hat seine eigene Weise zu hören und zu sprechen, der man sich anpassen muss, wenn man sich verstehen will. Mit Absicht soll hier von Lebensweisen die Rede sein und nicht wie oft in entwicklungspsychologischen Darstellungen von Phasen oder Stufen. Diese Begriffe suggerieren, es handle sich lediglich um Durchgangsstadien zum jeweils höheren Niveau, aber genau das ist hier nicht gemeint. Als Analogie liegt das Bild eines Hauses nahe, das verschieden viele Stockwerke haben kann, je nach den konkreten Umständen seines Entstehens, und für dessen Stabilität es vor allem auf ein tragfähiges Fundament ankommt (Abb. 1). Auch nicht beeinträchtigte Menschen sind nicht immer nur mit ihren *höchst entwickelten* Möglichkeiten befasst, sondern es ist selbst später im Leben möglich und manchmal nötig, sich wieder in die tieferen *Etagen* zu begeben, dort nach dem Rechten zu sehen, den *Innenausbau* zu vollenden, Reparaturen vorzunehmen. Immer wieder im Alltag nutzen wir die Möglichkeiten, die diese Lebensweisen jeweils bieten.

² WATZLAWICK, BEAVIN, JACKSON 1996, S. 53.

³ Die Bezeichnung beruht auf Piagets Begriff der sensomotorischen Phase; siehe PIAGET 1975, auch HAISCH 1988, PREKOP 1990, AFFOLTER 1992, BIGGER 1993, SENCKEL 1998, CASE 1999. Ergänzend fließen Einsichten der pränatalen und frühkindlichen Psychologie mit ein, siehe z.B. FLANAGAN 1963, GROSS 1982, PAPOUŠEK et al. 2004, STERN 1979, sowie Ergebnisse der neueren Neuropsychologie, siehe z.B. BAUER 2002, 2005, SPITZER 2000. Detaillierte Darstellung des Konzepts in MALL 2014.

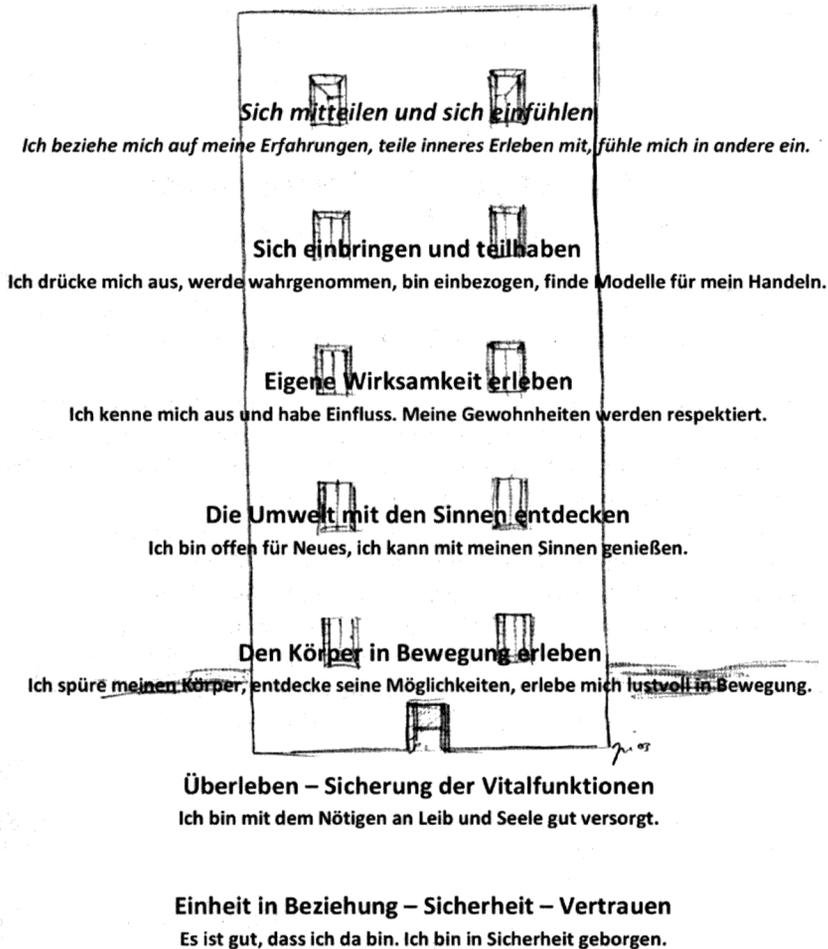


Abb. 1: Sensomotorische Lebensweisen: Das „Haus der Persönlichkeit“

1.3.3 Im Wechsel von Einflussnahme und Anpassung

Die Dynamik menschlicher Entwicklung findet statt im immer wieder neu einzupendelnden Wechselspiel von Einflussnahme: „Ich passe die Welt mir an.“ bzw. bin darauf angewiesen, dass sie es tut, und Anpassung: „Ich passe mich an die Welt an.“, in Piagets Begriffen: *Assimilation* und *Akkommodation*⁴. Bereits im ersten Atemzug oder in der fortschreitenden Anpassung des Saugmusters an die Mutterbrust wird schon ganz früh dieses Wechselspiel deutlich, das wirkliches Lernen erst möglich macht. Für die Selbstorganisation ihrer eigenen Wahrnehmungsstrukturen sind Menschen als lernfähige und soziale Wesen darauf

⁴ Siehe PIAGET 1975.

angewiesen, eben diese Korrespondenz zwischen inneren Zuständen und von außen kommenden Ereignissen durch andere Menschen zu erleben (Abb. 2): „Was von außen kommt, hat zu tun mit dem, was in mir vorgeht.“

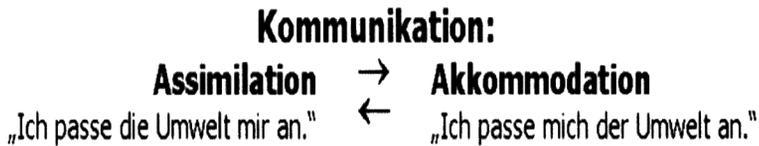


Abb. 2: Die Dynamik menschlicher Entwicklung wird geprägt vom Wechselspiel zwischen Einflussnahme (Assimilation) und Anpassung (Akkommodation).

Menschen erleben und lernen dieses Wechselspiel in der ersten Beziehung zu einem Menschen, meist der Mutter – in einer kommunikativen Situation: Indem diese sich sehr einfühlsam an das Kind anpasst, ermöglicht sie ihm, sich immer besser ihr anzupassen⁵ (*Symbiose*⁶). Doch dieses Wechselspiel ist sehr leicht störfar, verschiedene Einflüsse und Erschwernisse können die erste Beziehung belasten oder gar verhindern, nicht selten im Zusammenwirken mit weiteren körperlichen und seelischen Traumata, was dann Entwicklung und Lernen wesentlich erschwert. Ebenso kann im späteren Leben durch dramatische Krisen wie Unfall, Krankheit, Schicksalsschläge oder einfach Alterungsprozesse der Kreislauf der Kommunikation zum Erliegen kommen. Gelingt es nicht, ihn wieder aufzunehmen, wird dies die Situation des betreffenden Menschen massiv beeinträchtigen und die Auswirkungen der eingetretenen körperlichen oder seelischen Erschwernis eher noch verstärken⁷.

1.3.4 Die Themen der sensomotorischen Lebensweisen: Einheit in Beziehung – Sicherheit – Vertrauen

Das Fundament, das einem Menschen erlaubt, seine Persönlichkeit zu entwickeln, ist eine Erfahrung, die schon im Mutterleib grundgelegt wird, sich aber immer wieder bestätigen muss: „Es ist gut, dass ich da bin – ohne Bedingungen, gerade so, wie ich bin. Ich bin in Sicherheit geborgen.“ Auch nichtbehinderte Menschen vergewissern sich immer wieder dieser Basis. *Zuhause* sollte der Ort sein, wo dies erlebbar wird. Im warmen Bett, in der Badewanne, in Urlaubssituationen scheint dieses Thema auf, Spiritualität und Religion basieren auf der Sehnsucht nach unbedingtem Gehaltenwerden. Fehlt diese Grunderfahrung oder weist sie Risse auf, kann der Mensch sich nicht frei den Herausforderungen des Lebens stellen. Dieser Mangel überlagert dann alles, was er tut, und absorbiert sehr viel Ener-

⁵ ... was nicht heißt, dass das Kind nicht auch bald das Seine dazu beiträgt, um das Zusammenspiel mit der Mutter optimal zu gestalten (siehe u.a. die Arbeiten von STERN, z.B. (1979) – doch wenn die Mutter bzw. keine andere Person bereit ist, darauf einzugehen, ist es mit seinen Möglichkeiten rasch am Ende.

⁶ Siehe MAHLER, PINE, BERGMANN 1994.

⁷ Siehe MALL 2004 (2).

gie, die er für seine tatsächlichen Lebensprobleme bräuchte. Das wird vermutlich seine Anfälligkeit für weitere Störungen erhöhen⁸.

Bei Menschen mit Behinderung findet sich häufig bereits hier der erste große Stolperstein: Behindert sollte man besser nicht sein, eigentlich sollte man dann so, wie man ist, eher gar nicht existieren⁹. Auch bei einer erworbenen Behinderung stellt sich ab dem Zeitpunkt ihres Eintretens fast unausweichlich die Frage nach der unbedingten Existenzberechtigung dieses Menschen. Oft ist es dann schon viel, wenn es dem Umfeld gelingt, ihn zu akzeptieren, *obwohl* er behindert ist. Häufig entwickelt sich eine grundlegende Ambivalenz ihm gegenüber, vielleicht in dieser Form: Man *tut alles* für ihn (obwohl es einen überfordert), aber eigentlich sollte es ihn nicht geben¹⁰. So wachsen Betroffene nicht selten effektiv in einer Atmosphäre latenter Bedrohung auf, die eine Haltung der Überanpassung begünstigt, den Zwang, ständig *lieb* sein zu müssen, oder die Tendenz, sich quasi unsichtbar zu machen. Selbstzerstörerisches Verhalten oder zwanghafte Situationskontrolle lassen sich als Versuch verstehen, die erlebte Ambivalenz zu klären.

Für einen hilfreichen Umgang mit Menschen mit Behinderung heißt das, die eigene Haltung ständig zu reflektieren: Kann er erleben, dass er bedingungslos angenommen ist, so wie er ist? Geht es wirklich darum, ihm das Leben leichter zu machen und Entwicklung zu ermöglichen, oder geht es letztlich – vielleicht in unausgesprochenem Auftrag der Umwelt – um Korrektur: *Falsches* in *Richtiges* zu verwandeln, Fehler zu beseitigen, Defizite und Behinderung *wegzumachen*? Sensibel ist zu beobachten und zu spüren, ob sich der betroffene Mensch auf ein Angebot wirklich einlässt, es für sich übernehmen kann, sich verstanden erlebt. Das braucht mitunter Zeit, das Sammeln von Beobachtungen, das Vergleichen verschiedener Eindrücke mehrerer Menschen.

Was heißt hier Kommunikation?

Im Wortsinn geht es bei Kommunikation um die Schaffung von Einheit, von Gemeinsamkeit. Einheit kann als Metapher für dieses Lebensthema gesehen werden: Das Kind im Mutterleib ist (fast) eins mit der Mutter, es erlebt keine Trennung. Es geht um intuitives Spüren von Stimmigkeit und Aufgehobensein, das sich die nötige Zeit nimmt, um miteinander Schwingen, inneres Verstehen, sich getragen und geborgen Erleben.

1.3.5 Überleben – Vitalfunktionen

Lebenslang sind Menschen mit der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse beschäftigt: Sie atmen, essen und trinken, scheiden aus, regulieren die Körpertemperatur, schlafen, sorgen für Schmerzfreiheit. Angeborene Reflexe regeln viele Aktivitäten¹¹. Andernfalls drängen

⁸ Siehe FRÖHLICH 1982.

⁹ Es geht hier nicht um Schuldzuweisungen, sondern um fast zwangsläufige Reaktionstendenzen, zu sehen in Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Behinderung tendenziell immer noch mit Wertlosigkeit (= Invalidität) gleichsetzen.

¹⁰ Eindrucksvoll erläutert in NIEDECKEN 2003.

¹¹ Entspricht PIAGETS „erstem Stadium“, dem der „Betätigung und Übung der Reflexe“ (PIAGET 1975, S. 33 ff.); HAISCH benennt das Thema als „vegetatives Leben und erbkoordinierte Bewegung“ (HAISCH 1988, S. 15 ff.).

sich diese Bedürfnisse unerbittlich in den Vordergrund. Erinnert sei an Erfahrungen von schwerer Krankheit, Pflegebedürftigkeit, körperlichem oder seelischem Schmerz oder Trauer. Denn auch die Seele bedarf der Pflege¹²: Menschen brauchen Körperkontakt, Entspannung, Trost, Geborgenheit. Über die Beruhigung durch einen anderen Menschen lernen sie eigene Erregung zu steuern, sich selbst zu beruhigen. Sie wollen erleben: „Ich bin mit dem Nötigen für Leib und Seele gut versorgt“, ohne Bedingungen, ohne es sich „verdienen“ zu müssen. Zentraler Aspekt dabei ist das oben geschilderte dialogische Wechselverhältnis zur Umwelt von Assimilation und Akkommodation (*Symbiose*)¹³, beginnend mit dem ersten Schrei nach der Geburt: Die Umwelt passt sich mir an – auf eine Äußerung erfolgt eine passende Antwort – was von außen kommt, hat mit dem zu tun, was in mir vorgeht.

Im Leben vieler Menschen mit Behinderung kommt es oft schon sehr früh und wiederholt zu Trennungserfahrungen. Dann ist kein Mensch da, der sich so voll auf sie einstellt, wie sie es brauchen würden, und auf ihre Signale antwortet. Oder sie sind aufgrund ihrer Beeinträchtigungen nicht in der Lage, das *Spiel der Wechselseitigkeit* passend mitzuspielen, so dass ihre Umgebung ihre Bemühungen schließlich einstellt. Oder ihre Bezugspersonen sind in der eigenen Ambivalenz gegenüber der Behinderung gefangen und deshalb nicht frei, sich auf das intuitive Wechselspiel einzulassen, das die Entwicklung von Symbiose prägt. Doch wenn dieses misslingt, fehlt der *Zündfunke*, die grundlegende Dynamik für jedes wirkliche Lernen: Man wird im Wortsinn zusätzlich behindert.

Für sehr schwer beeinträchtigte Menschen bleibt die Sicherung ihrer Grundbedürfnisse ihr Leben lang vorrangiges Thema. Sie sind zentral auf aufmerksame Pflege angewiesen (Assimilation: „Die Umwelt passt sich mir an.“), weiter gehende Angebote und Forderungen gehen an ihnen vorbei, sie bleiben dieser Lebensweise mehr oder weniger umfassend verhaftet, selbst wenn sie vielleicht sich kognitiv deutlich weiter entwickeln konnten. Auch bei gesunden und unbehindert lebenden Menschen kann sich durch Unfall, schwere Erkrankung oder Altersabbau dieses Thema – die Stillung der körperlichen und seelischen Grundbedürfnisse – wieder in den Vordergrund schieben. Wer einmal unter akuten körperlichen oder seelischen Schmerzen gelitten hat, weiß, dass sie sich nicht in den Hintergrund drängen lassen, sondern alles überlagern, bis Abhilfe gefunden wurde. Alle nach außen gerichteten Interessen werden überlagert, man wird auf sich selbst zurückgeworfen. Man wünscht sich eine Umgebung, die spürt, was man braucht.

Fortgesetzt zu erleben, dass sich Angebote der Umwelt nicht an den eigenen Bedürfnisäußerungen orientieren, kann zu einer resignativen Grundhaltung führen: Was von außen kommt, richtet sich ohnehin nicht nach mir, ich kann es nur über mich ergehen lassen. Sich auf Wechselseitigkeit einzulassen, wird so verunmöglicht. Manche Menschen verweigern sich auch allem, was von außen kommt, manchmal in einer Körperhaltung erkennbar, die einfach nur *dicht macht*, vielleicht sogar die eigenen Sinnesorgane (Sehen, Hören) *abschaltet*, so dass sie für taub oder blind gehalten werden. Nicht selten lässt sich bei ihnen eine existenzielle Einsamkeit nachempfinden.

¹² ...wobei die Trennung zwischen Körper und Seele letztlich eine künstliche ist.

¹³ Siehe MAHLER, PINE, BERGMANN 1994.

Was heißt hier Kommunikation?

Das Schlüsselwort ist *Wechselseitigkeit*. Es lassen sich sorgfältig beobachtend Signale des Körpers wahrnehmen, die Ausdruck eines Bedürfnisses oder Reaktion auf ein Angebot sein können: Ein Aufatmen oder Luftanhalten, überhaupt der Atemrhythmus, ein Ver- oder Entspannen der Muskeln, die eingenommene Körperhaltung, ein Kopfheben, ein Blick, ein Ton, ein Innehalten in einer Bewegung. Genügend Zeit und Achtsamkeit sind Voraussetzungen. Es geht darum, die Sprache des andern zu lernen, wie er etwas von sich zeigt, wie sich sein Empfinden, seine Bedürfnisse erkennen lassen.

Spiegeln kann eine sehr angemessene Weise zu antworten sein: Das gleiche Ausatmen, der gleiche Ton, das Angleichen von Rhythmen, der beantwortete Blick, die gleiche Bewegung kann das Erleben von Resonanz, von Gleichklang, von Gemeinsamkeit befördern, wie auch ein fundamentales Ernstnehmen des andern: Ich tue das Gleiche, das du tust – wir sind gemeinsam da¹⁴.

Man kann z.B. einen Menschen wie ein Gepäckstück vom Bett in den Rollstuhl *verfrachten*, und ohnmächtig wie ein Ding wird er sich dabei vermutlich fühlen. Oder man macht sich bemerkbar, lässt ihm Zeit, einen wahrzunehmen, sucht Orte an seinem Körper, wo er gut getragen werden könnte, wartet, bis man eine Bereitschaft spürt sich einzulassen, achtet auf Impulse mitmachen zu wollen, gibt Raum für Eigenaktivität, lässt Zeit, die Gewichtsverlagerung mit zu vollziehen, und bewältigt so einen Transfer auf kommunikative Weise.

1.3.6 Sich lustvoll im Körper/in Bewegung erleben

Menschen wollen sich bewegen, die Lust an Bewegung ist eine zutiefst befriedigende Erfahrung, ob aktiv bei Sport, Tanz oder körperlicher Betätigung oder passiv auf der Schaukel, der Achterbahn, dem Karussell, auch bei einer wohltuenden Massage oder im warmen Wasser des Thermalbads. Sie freuen sich an ihrer Fähigkeit zur Körperkontrolle, genießen jede Gelegenheit, sich zu spüren¹⁵: „Ich spüre meinen Körper, entdecke seine Möglichkeiten, erlebe mich lustvoll in Bewegung.“ Dazu gehört auch der Gebrauch der Sinnesorgane im Zusammenspiel mit der Motorik, so die visuelle Wahrnehmung mit der differenzierten motorischen Kontrolle der Augen, oder das gerichtete Hören, die gezielte Reaktion auf einen Berührungszreiz.

Körpererleben als Quelle für Befriedigung kehrt sich rasch ins Gegenteil, wenn der Körper nicht so mitspielt, wie er sollte. Eine körperliche Beeinträchtigung schränkt die eigenen Möglichkeiten ein, verursacht Frustration, wird zur Behinderung. Bleibt der Zustand bestehen, wird Welterfahrung begrenzt und der Aufbau der folgenden Lebensweisen

¹⁴ Ein Weg dazu ist die Basale Kommunikation nach Winfried Mall[®], siehe u.a. MALL 2008, <http://www.basale-kommunikation.ch> (Stand: 01.12.2015); ähnliche Ansätze finden sich bei MEYER 2012.

¹⁵ Entspricht PIAGETS „zweitem Stadium“, dem der „primären Zirkulärreaktionen“ (PIAGET 1975, S. 57 ff.); HAISCH spricht von „erregungsgeleiteter Selbstbewegung“ (HAISCH 1988, S. 21 ff.), PREKOP und AFFOLTER von „modalitäts-“ bzw. „sinnesspezifischer Wahrnehmung“ (z.B. AFFOLTER 1987, S. 36; PREKOP 1990, S. 56).

erschwert. Leicht wird der eigene Körper zum Feind, den es zu bekämpfen gilt, was manche Therapieansätze nicht selten unfreiwillig noch verstärken. Verstärkt werden kann auch der Eindruck, selbst einen *falschen* Körper zu haben, an dem man sich nicht freuen kann, weil er nicht den Normen entspricht¹⁶.

Für manche beeinträchtigte Menschen bleibt es bedeutsam, ihre Körpersinne anzuregen. So reizen sie z.B. ihren Gleichgewichtssinn durch Schaukeln, sich Drehen oder andere Bewegungsabläufe, suchen überstarke Tastempfindungen oder stimulieren ihre Gelenke durch Überdehnen oder das Einnehmen bizarrer Körperstellungen, oder es kommt bezogen auf die übrigen Sinnesorgane zur Selbststimulation. Gerade bei Stress, Überforderung, Langeweile oder Reizüberflutung können diese Erlebnis- und Verhaltensweisen wieder verstärkt in den Vordergrund rücken – vielleicht zu verstehen als Rückzug aus der als überfordernd erlebten Umwelt.

Was heißt hier Kommunikation?

Ähnlich wie beim vorigen Thema geht es um gegenseitige Abstimmung: Sich in Körperhaltung, Kraft, Zug, Druck auf einander einlassen, spüren was vom andern kommt, dem andern Zeit lassen zu spüren, was mit ihm geschieht, sich selbst Zeit nehmen zu spüren, was vom andern kommt, Raum geben für Eigenaktivität, Nutzen eigener Ressourcen¹⁷. Das Konzept der *Kinästhetik*¹⁸ oder in Weiterentwicklung der *Physiosozialen Interaktion*¹⁹ lässt sich in diesem Sinn als differenzierter Körper-Dialog verstehen: Gemeinsam körperliche Erfahrungen, Bewegung, Lage- und Ortsveränderungen gestalten. Auch aus der Entwicklungsunterstützung taubblinder Menschen sind entsprechende methodische Ansätze bekannt²⁰.

Eine kommunikative Grundhaltung einnehmen, heißt hier auch: Alle Angebote und Maßnahmen, die auf den Körper zielen, werden darauf abgestimmt, ob sie wirklich Lebensqualität und Kompetenzen des betreffenden Menschen stärken. Wenn jemand ein Hilfsmittel verweigert, kann dies oft als Signal verstanden werden, dass er seine Sinnhaftigkeit nicht erlebt, es ihn stört, er nichts damit anfangen kann. Ihm dann das Hilfsmittel förmlich aufzuzwingen, nur um abstrakten Normvorstellungen zu genügen, missachtet seine Menschenwürde und verweigert ihm Mitbestimmung – womit auch ein möglicher Nutzen der Maßnahme konterkariert werden dürfte²¹.

¹⁶ Siehe oben Anmerkung 1.

¹⁷ So kann ein Streckspasmus nicht nur pathologisch betrachtet werden, sondern ebenso als Ressource, die es ermöglicht, bei Transfers das eigene Gewicht zu übernehmen.

¹⁸ Siehe HATCH U.A. 1996 u. 2002; <http://www.kinaesthetics.com> oder <http://www.kinaesthetics.de> (Stand: 01.12.2015).

¹⁹ Von HEIKE ROTHENBACHER; <http://www.heike-rothenbacher.de> (Stand: 01.12.2015).

²⁰ Zum Beispiel im Konzept von JAN VAN DIJK (<https://www.drjanvandijk.org>; Stand: 01.12.2015).

²¹ Welchen Nutzen hat z.B. eine Orthese, die eine Spitzfußstellung korrigieren soll, wenn der betreffende Mensch aller Voraussicht nach nie wird auf eigenen Füßen stehen können? Gleichzeitig beeinträchtigt sie Lebensqualität, wenn sie unbequem ist und schmerzt, und es wird als Übergriff und Gewalt erlebt, wenn dennoch das Bein immer wieder in die Orthese gezwungen wird.

1.3.7 Die basalen Lebensthemen

Die drei beschriebenen Lebensweisen – *Einheit-Sicherheit-Vertrauen*, *Überleben-Vitalfunktionen*, *Sich lustvoll im Körper/in Bewegung erleben* – lassen sich als basale²² Themen menschlichen Lebens bezeichnen: Wir wollen spüren, dass wir sicher und angenommen sind – wir brauchen das Lebensnotwendige für Leib und Seele – wir spüren uns und die Welt über unseren Körper. Diese Themen bleiben das Leben hindurch relevant, ganz gleich, welche Möglichkeiten ein Mensch sonst noch entwickelt. Sie machen das Leben von umfassend beeinträchtigten Menschen aus, bleiben auch für nicht beeinträchtigte Menschen im Hintergrund bedeutungsvoll, und z.B. bei schwerer Erkrankung, in Zuständen wie dem Wachkoma oder bei einer demenziellen Entwicklung kehren Menschen wieder ganz in diese Themen zurück. In ihnen ist ein Mensch ganz auf sich bezogen, die Umwelt spielt nur in dem Sinn eine Rolle, als sie die Bedürfnisse befriedigen sollte, die mit diesen Themen verbunden sind.

1.3.8 Die Umwelt mit den Sinnen entdecken

Ein Mensch, der seinen Körper und seine Einzelsinne genügend beherrschen gelernt und genügend Vertrauen hat, sich unbekanntem Erfahrungen auszusetzen, hat Lust, seine Umwelt zu entdecken²³: „Ich bin offen für Neues, kann mit meinen Sinnen genießen.“ Er erkundet mit allen Sinnen die Objekte seiner Umgebung und weiß bald, was ihm gefällt und was nicht. Damit bildet er unter Zusammenführung aller Sinnesbereiche (*intermodal*) eine innere Vorstellungswelt aus (die sich in der entsprechenden Vernetzung der Großhirnrinde niederschlägt²⁴), welche Eigenschaften die Objekte seiner Umwelt auszeichnen, wozu auch die vertrauten Personen gehören²⁵.

In Situationen des Genießens wird dieses Thema immer wieder aufgegriffen: Man hat Lieblingsspeisen, gestaltet die Farben seiner Umgebung, achtet bei Kleidung oder Möbeln auf die taktilen Eigenschaften. In der Natur, beim Wohlklang von Musik oder beim Einsatz von Düften geht es um die angenehme Stimulation der Sinne. Man vermeidet Krach, Gestank oder andere unangenehme Sinneserfahrungen.

Die lustvolle Entdeckung der Umwelt kann behindert werden durch ungenügende Bewegungsfähigkeit, wenn sie nicht durch Unterstützung anderer kompensiert wird. Auch übermächtige Angst davor, sich offen auf die Begegnung mit dem Unbekannten einzulassen, hemmt die Neugier. Umwelterforschung wird dann vielleicht auf wenige *stereotype* Teilbereiche beschränkt, womit sich vermeiden lässt, von neuem überwältigt zu werden. Oder die zugängliche Welt – das Bett, der Rollstuhl – bietet kaum Chancen, neue und abwechslungsreiche Sinnesreize zu erleben (Reizarmut), so dass die innere Vorstellungswelt

²² „basal“ = voraussetzungslos.

²³ Entspricht PIAGETS „drittem Stadium“, dem der „sekundären Zirkulärreaktionen“ (PIAGET 1975, S. 159 ff.); HAISCH spricht von „effektgeleiteter Betätigung“ (HAISCH 1988, S. 31 ff.), PREKOP und AFFOLTER von „intermodaler Stufe“ (AFFOLTER 1992, S. 39; PREKOP 1990, S. 57).

²⁴ Siehe VESTER 1996, S. 38 f.

²⁵ So lässt sich das „Fremdeln“ mit etwa 8 Monaten als Resultat dieser gewachsenen Vorstellungskraft verstehen.

verarmt bleibt²⁶. Ähnlich wirkt es sich aus, wenn die Reizvielfalt unangemessen groß ist und nicht bewältigt werden kann (Reizüberflutung). Wenn jemand sich dann selbst mit immer den gleichen Sinnesreizen stimuliert, zielt das evtl. darauf, dem Nervensystem überhaupt eine bewältigbare Reizzufuhr zu bieten, nach der es trotz allem verlangt, oder auf diese Weise das Angst einflößende Neue und Unbekannte zu vermeiden.

Was heißt hier Kommunikation?

Geschmacksvorlieben sowie Äußerungsformen für Gefallen und Nichtgefallen wahr- und ernstnehmen – das kennzeichnet einen kommunikativen Umgang in Bezug auf diese Lebensweise. Man geht möglichst auf Vorlieben ein und respektiert Ablehnung bzw. lässt Verständnis spüren, wenn die Situation unvermeidbar ist. Man erkennt, ob es dem Gegenüber zu viel wird oder ob es sich langweilt, und stimmt das Maß an Stimulation darauf ab. Man achtet auf überflüssige Reize (z.B. Radio im Hintergrund), bietet nicht zu viel auf einmal an. Wenn es um Gegenstände geht (z.B. Hilfsmittel), schafft man Gelegenheit, diese selbst aktiv mit den Sinnen zu erfahren. Bezüglich ihrer Sinnesqualitäten (z. B. Farben, Oberflächenmaterial) gestaltet man sie möglichst so, dass sie dem andern gefallen.

1.3.9 Zusammenhänge beherrschen – eigene Wirksamkeit erleben

Viele Menschen entdecken an einem Punkt ihres Lebens das Vermögen, ihre Umwelt zu beeinflussen²⁷, sie erleben sich als wirksam: „Ich kenne mich aus und habe Einfluss, meine Gewohnheiten werden respektiert.“ So schreit jemand vielleicht nicht mehr nur als Reaktion auf frustrierende Erfahrungen, zum Beispiel nach dem Verlust des Lieblingsspielzeugs, sondern setzt dies gezielt zur *Provokation* einer Reaktion der Bezugspersonen ein. Es kommt zu einem *Spiel* mit diesen Reiz-Reaktions-Ketten (*serial*), voller Erwartung, wie lange dies *funktioniert*, und wie groß der eigene Einfluss tatsächlich ist.

Damit einher gehen wichtige Elemente intellektueller Entwicklung, so das Lernen, aus gegenwärtigen Ereignissen auf zukünftige zu schließen (was als Nächstes kommt), oder Ansätze für die Wahrnehmung von Raum und Zeit, wie auch die Erkenntnis der Objektkonstanz, nämlich dass Dinge und Menschen auch dann noch vorhanden sind, wenn man sie gerade nicht spürt, sieht oder hört. Wer mit diesem Menschen in Kontakt kommen will, um ihm ein interessanter Sozialpartner zu werden, passt sich besser zunächst ihm an, *spielt sein Spiel mit* und konfrontiert ihn nicht gleich mit eigenen, neuen Ideen und Anregungen.

Viele Menschen strukturieren ihren Alltag gemäß ihren Gewohnheiten. Routinen und Rituale geben Sicherheit, manchmal bis hin zur Zwanghaftigkeit. Eine neue Situation – eine neue Arbeitsstelle, die neue Wohnung nach einem Umzug, das Hotel am Urlaubsort – for-

²⁶ Damit korrespondiert wohl ebenso eine Verarmung der inneren, neuronalen Verarbeitungsstrukturen, die sich entsprechend der Art und Weise gestalten, wie der Mensch mit der Umwelt interagiert (siehe z.B. die Abbildungen in VESTER 1996, S. 38 f, sowie SPITZER 2000, HÜTHER 2001).

²⁷ Entspricht PIAGETS „viertem Stadium“, dem der „Koordination der sekundären Verhaltensschemata und ihre Anwendung auf neue Situationen“ (PIAGET 1975, S. 216 ff.); HAISCH spricht von „gewohnheitsgeleiteter Betätigung“ (HAISCH 1988, S. 38 ff.), AFFOLTER und PREKOP von der „serialen Stufe“ (PREKOP 1990, S. 56 ff.; AFFOLTER 1992, S. 52 ff.).

dert dazu heraus zu ergründen, wie es hier läuft, wie die räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge sind. Etwas zu bewirken, eine neue Situation zu kontrollieren, sich als einflussreich zu erleben, schafft ein Gefühl der Befriedigung. Manchmal sagt man nur deshalb „Nein!“, um die eigene Wirksamkeit zu spüren und sich abzugrenzen.

Auch wenn ein Mensch aufgrund seiner Beeinträchtigungen nur sehr geringe Handlungsmöglichkeiten hat, kann er die eigene Wirksamkeit entdecken, und er will sich dann auch aktiv in seine Umwelt einbringen. Erhält er keine Gelegenheit dazu, greift er wohl eher zu *störendem Verhalten*, bevor er sich in Resignation drängen lässt – dies umso mehr, wenn seine Umwelt schon immer bereits zu wissen meint, was er zu tun hat.

Er will auch spüren, wie weit sein Einfluss reicht, und ob aufgezeigte Grenzen wirklich verlässlich sind. Wenn die Umwelt überstark eingrenzt oder aber unrealistisch nachgiebig oder gar von irritierender Ambivalenz ist, kann der subjektive Eindruck von eigener Ohnmacht, Omnipotenz oder Verwirrung entstehen. Die Kontrolle der Umwelt über Zwänge und Rituale oder das Bestehen auf Gleichförmigkeit sorgt dann für Klarheit der Strukturen, mag aber auch helfen, übergroße Angst vor Neuem (siehe Thema *Die Umwelt mit den Sinnen erleben*) abzuwehren und unvorhersehbare Situationen zu vermeiden. Letzteres deutet häufig auf tief sitzende Verunsicherungen (bzgl. der Themen *Einheit-Sicherheit-Vertrauen, Überleben-Vitalfunktionen*).

Verhindert eine zu bevormundende und einschränkende Umwelt die Entdeckung der eigenen Wirksamkeit, obwohl der Mensch dazu in der Lage wäre, bleibt er vielleicht zwar weiterhin *brav*, lenkbar und überangepasst. Damit fehlt ihm jedoch eine wichtige Grunderfahrung, um seine Persönlichkeit im Herauswachsen aus der symbiotischen Beziehungswelt auszudifferenzieren, und gleichzeitig wird auch seine intellektuelle Entfaltung behindert, weil ihm wichtige Grundkonzepte für die Erkenntnis seiner Umwelt vorenthalten bleiben.

Eine Schwäche dieser *serialen* Wahrnehmung erschwert oft den Umgang mit Zeitstrukturen. Dann ist *später* vielleicht gleich bedeutend mit *nie*, warten zu müssen ist kaum möglich. Manche vergewissern sich bezüglich der Abläufe durch ständiges Nachfragen, und die Visualisierung von Zeitstrukturen oder Handlungsketten kann ihnen eine große Hilfe sein (z.B. durch Kalender, Pläne o.ä.). Selbst wenn solche Zusammenhänge schon oft miterlebt wurden, kann jemand Mühe haben, sie selbstständig ohne Begleitung *auf die Reihe zu bekommen* oder gar auf neue Situationen zu übertragen. Wird dies von der Umwelt nicht erkannt, kommt es rasch zur Überforderung.

Was heißt hier Kommunikation?

Mit einem Menschen, bei dem dieses Thema im Vordergrund steht, kommt man am ehesten in Kontakt, wenn man sich zunächst ihm anpasst, wenn man einen Weg findet, für ihn *interessant* zu werden. Der andere muss erleben, dass sein Willen respektiert wird, wenn auch nicht grenzenlos. Er braucht ein klares, doch grundsätzlich wohlwollendes Gegenüber, das zwar eindeutige Grenzen setzen, aber auch einen Spielraum für Selbstwirksamkeit und Selbstbestimmung offen hält (z.B. Alternativen anbietet, auswählen und ausprobieren lässt).

Provokatives Verhalten, das oft der Umgebung große Probleme macht, lässt sich nicht selten als Versuch verstehen, die eigene Wirksamkeit zurückzugewinnen. Wird darauf nur mit Begrenzung bis hin zur Repression reagiert, ist es nicht weit zu einem Machtkampf, in dem beide Seiten am Ende ohnmächtig im Clinch liegen. Hier ist es Sache der Bezugspersonen, Klarheit zu ermöglichen, akzeptierte Handlungsspielräume aufzuzeigen und im

Respekt vor dem Eigenwillen des andern nötige Grenzen durchzusetzen, ohne dass die Beziehung abbricht.

Manche Menschen setzen auch in dieser Lebensweise Sprache ein, die dann aber mehr Signalcharakter hat. „Nein!“ kann eine wichtige Bedeutung haben, oder Wünsche und Bedürfnisse werden eher formelhaft geäußert, weil man gelernt hat, dass das zum Erfolg führen kann. Manchmal werden sogar ganze Sätze von anderen übernommen und in der passenden Situation reproduziert, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen (*Echolalie*). Oder Sätze werden wie Lautfolgen häufig wiederholt, wobei eher die Lust an der Reihung im Vordergrund stehen dürfte.

Setzt man selbst ihnen gegenüber Sprache ein, ist diese eher formelhaft, mit gleich bleibenden, kurzen Sätzen, die evtl. auch wiederholt werden. Sprache bleibt *sensomotorisch* im Hier und Jetzt, abstrakte Begründungen, Forderung von Einsicht oder die Frage nach Gründen (*warum*) überfordern in der Regel. Dabei wird man sich beobachtend ständig vergewissern, ob man noch im Kontakt mit dem andern ist, er der eigenen Sprache folgen kann.

1.3.10 Absichten verfolgen – sich einbringen – teilhaben

Wenn jemand eine gewisse Kompetenz im Umgang mit Zusammenhängen erworben hat, wenn er weiß, *wie es läuft*, nutzt er dies umgehend, um seine Interessen (*Intentionen*) „ins Spiel“ zu bringen, indem er seine Wünsche äußert, beobachtet, *wie es die andern machen*, und es auch einmal auf diese Weise versucht. Er lernt die relevanten Wörter und Bezeichnungen, damit man ihn versteht²⁸ und er sich *interessant machen* kann: „Ich drücke mich aus und werde wahrgenommen, ich werde einbezogen und finde Modelle für mein Handeln.“ Es liegt ihm daran, beachtet zu werden, er will sich einbringen können, dazu gehören. Er beteiligt sich gern an als bedeutungsvoll angesehenen Tätigkeiten, übernimmt Aufgaben und freut sich über Anerkennung.

Hierher gehört auch der Gebrauch von Worten und Gesten, mit denen man seine Wünsche ausdrücken, Interessantes bezeichnen, Abläufe kommentieren oder die Aufmerksamkeit anderer steuern kann. Man ahmt die Verhaltensweisen bedeutungsvoller Personen in der Umgebung nach, um das, was tauglich scheint, in das eigene Verhaltensrepertoire zu integrieren.

In einer neuen sozialen Umgebung (z.B. am neuen Arbeitsplatz, in einem fremden Land, bei den Schwiegereltern) greifen Menschen dieses Thema wieder auf: Will man dazugehören, beobachtet man, wie es die andern machen, wie sie reden, welche Gebräuche sie zeigen, was ihnen wichtig ist. Man passt sich an, um einbezogen zu werden, versucht, sich für die andern interessant zu machen. Manche leben ihr Leben auf die Weise, wie *man* so lebt, und vermeiden damit jede Gefahr von Ausgrenzung.

Auch der exakt angepasste Umgang mit den Objekten der Umgebung wird geübt, man will mit den Händen die Objekte beherrschen (*taktile Kontrolle*²⁹): Dinge auf- und ineinander

²⁸ Entspricht PIAGETS „fünftem Stadium“, dem der „tertiären Zirkulärreaktionen“ und der „Entdeckung neuer Mittel durch aktives Ausprobieren“ (PIAGET 1975, S. 267 ff.); HAISCH spricht vom „darstellungs- und modellgeleiteten Handeln“ (HAISCH 1988, S. 46 ff.), AFFOLTER und PREKOP von der „intentionalen Stufe“ (PREKOP 1990, S. 60).

²⁹ Siehe PREKOP 1990, S. 60 f.

der stecken, Dinge in Löcher stecken, exakte Kraftdosierung, Hand-Hand- und Auge-Hand-Koordination; in der Grobmotorik: auf unebenem Untergrund gehen, treppab steigen, auf bewegtem Untergrund gehen, usw.

Was heißt hier Kommunikation?

Menschen in dieser Lebensweise wollen sie sich einbringen, sich mitteilen und beachtet werden sowie ihre Absichten berücksichtigt sehen. Auch wenn es ihnen von ihren kognitiven Fähigkeiten her schwer fallen mag, dies auch mit eigenem Inhalt zu füllen, ahmen sie oft nach, was sie von andern hören, äußern Meinungen und Urteile, die sie übernommen haben. Andere Menschen mit Beeinträchtigungen wüssten zwar durchaus, welche Wünsche, Bedürfnisse oder Kommentare sie äußern möchten, aber können aus unterschiedlichsten Gründen keine Lautsprache einsetzen. Sie profitieren von den kompensierenden Möglichkeiten der Unterstützten Kommunikation³⁰ – wenn sie die entsprechende Unterstützung erfahren. Eine Überforderung stellt oft dar, wenn zu viel *Hintersinn* in den Äußerungen erwartet oder gar verlangt wird. Es geht oft weniger um den Inhalt, sondern um das Erleben, wahrgenommen und einbezogen zu werden. Wenn es ungünstig kommt, treffen diese Menschen auf das Vorurteil, dass sie doch ohnehin nichts Eigenes zu sagen haben, weil sie ja *geistig behindert* seien, und dass ihre Meinung keine Rolle spiele, worauf ihnen eigentlich nur die Wahl bleibt zu resignieren oder aufzubegehren. Oder Menschen werden überschätzt, weil sie sich gekonnt als kompetenter präsentieren, als sie es tatsächlich umsetzen können; oder sie gehen Verpflichtungen ein, damit sie gemocht werden, ohne die Folgen abschätzen zu können. Der Weg zu Missbrauchserfahrungen ist dann manchmal nicht weit.

1.3.11 Sich mitteilen – sich einfühlen – Beginn des Denkens

„Ich beziehe mich auf meine Erfahrungen, teile mein inneres Erleben mit, fühle mich in andere ein.“ Sieht ein nicht geistig behinderter, erwachsener Mensch einen anderen weinen, schaut er ihm in der Regel nicht neugierig zu, wie ihm Wasser aus den Augen läuft, sondern kann dessen Trauer selbst in sich spüren und verhält sich entsprechend, denn er hat eine innere Vorstellung davon, wie sich Traurig-sein anfühlt. Wenn jemand einen Witz erzählt bekommt, erkennt er in seiner Vorstellungskraft das Unerwartete oder Unpassende an dieser Geschichte, was ihre Komik ausmacht und ihn zum Lachen bringt.

Zum Umgang mit diesem Thema gehören *als ob*-Spiele: Ein Klotz ist ein Auto, ein Aststück ein Mensch, der Sand im Förmchen ein Kuchen. Das Kind weiß, wie sich ein anderes Kind fühlt, wenn jemand ihm weh tut³¹. Wenn das Kind später die Puppe *füttert*, hört die Mutter im Kinderzimmer auf einmal sich selbst (*Rollenspiel*). Der Mensch ist immer weniger an das unmittelbare, *sensomotorische* Spüren und Handeln gebunden, es gelingt der Schritt in die Welt der Vorstellungen. Erst hier ist es auch möglich, Vergangenes nachzufühlen und sich Zukünftiges auszumalen, weil sich dies in der Vorstellung wachrufen lässt.

³⁰ Siehe TETZCHNER, MARTINSEN 2000, WILKEN 2002, BOENISCH, BÜNK 2003

³¹ Entspricht PIAGETS „sechstem Stadium“, dem der „Erfindung neuer Mittel durch geistige Kombination“ (PIAGET 1975, S. 333 ff.); HAISCH spricht vom „mitteilungs- und erfahrungsgeleiteten Handeln“ (HAISCH 1988, S. 56 ff.), AFFOLTER und PREKOP von der „Symbolstufe“ (PREKOP 1990, S. 63).

Menschen, die man als deutlich *geistig behindert*³² ansieht, ist dieser Schritt meist nicht oder nur in Ansätzen möglich.

Was heißt hier Kommunikation?

Erst ab dieser Lebensweise, die sich noch über etliche Themen der kognitiven, sozialen und kommunikativen Entwicklung hinweg entfaltet, kommt Sprache in dem Sinn ins Spiel, wie nicht geistig behinderte Menschen sie üblicherweise gebrauchen können: Es können auch Themen angesprochen werden, die nicht *sensomotorisch* vermittelt sind; die Welt der inneren Vorstellungen wird immer weiter ausdifferenziert und immer besser mitteilbar.

1.3.12 Zusammenfassung

Mit *sensomotorischen Lebensweisen* werden Themen umschrieben, die in früher Kindheit grundgelegt werden und die menschliche Persönlichkeitsentwicklung dauerhaft prägen. Eine früh erworbene Behinderung wie ICP wird – selbst wenn sie im Einzelfall wenig Auswirkung auf die kognitive Entwicklung haben mag – die Art und Weise prägen, wie ein Mensch diese Themen erlebt, und seine Persönlichkeit wird sich entsprechend gestalten. Zumindest partiell werden diese Lebensweisen verstärkte Bedeutung behalten. Menschen, die man als *geistig behindert*³³ betrachtet, bleiben ihr Leben lang ganz oder weit überwiegend diesen Themen verhaftet. Bei Menschen mit einer umfassenden Beeinträchtigung stehen die ersten drei dieser Themen ganz im Vordergrund, die deshalb als die *basalen Lebensweisen* betrachtet werden können. Eine später im Leben erworbene Behinderung kann einen Menschen wieder auf diese Themen zurückwerfen, so dass sie erneut im Vordergrund stehen.

Hinweise für die Einschätzung der vorherrschenden Lebensweise einer Person können sich zunächst aus der unvoreingenommenen Beobachtung ergeben, wie sie sich spontan im Umgang mit sich selbst, mit Dingen und mit Menschen in ihrem Alltag verhält. Manchmal braucht es dazu einiges an *Versuch und Irrtum*, einmal gewonnene Einsichten werden immer wieder hinterfragt. Hat man mit seinen Unterstützungsbemühungen keinen Erfolg oder stößt gar auf Ablehnung, sollte das als Herausforderung wahrgenommen werden, weiter am Verständnis für die Person und an der Kommunikation mit ihr zu arbeiten. Kriterium für eine angemessene Ansprache ist letztlich ihre positive Reaktion, ihre erfolgreiche Mitarbeit.

Kommunikation ist erfolgreich, wenn der andere darauf eingeht und *mitspielt*, aus seinem direkten Erleben heraus, dass er *etwas davon hat*. Das braucht genügend Zeit, oft gelingt es nicht sofort, die Zusammenarbeit aller beteiligten Personen ist wichtig. Dabei kann es durchaus auch zu ambivalenten Reaktionen kommen, und nicht selten muss man jemandem auch einfühlsam etwas Neues zumuten, bevor er entdecken kann, dass er davon profitiert. Dabei geht man so weit wie möglich von seinen Interessen und Lebensthemen aus,

³² Die Definition der Bezeichnung „geistig behindert“ ist uneinheitlich, noch mehr die inzwischen ebenfalls gebrauchte Bezeichnung „kognitiv (oder intellektuell) beeinträchtigt“, die auch Menschen umfasst, die man bisher als „lernbehindert“ bezeichnet hätte.

³³ Siehe Anmerkung 32.

stimmt die eigene Kommunikation entsprechend auf seine Möglichkeiten ab, bleibt in seinem Alltag verwurzelt.

Es ist nicht gesagt, dass sich auf diese Weise alle Missverständnisse vermeiden lassen. Es macht aber einen großen Unterschied, jemandem etwas aufzuzwingen, in der Meinung, man wisse es besser als er, oder jemandem ein Angebot zu machen, das abgelehnt werden darf, und die Unsicherheit auszuhalten, ob es gelingt, seine Bedürfnisse zu treffen. Und letztlich entscheidet diese Haltung über den Erfolg eines Angebots, denn wenn der andere nicht spürt, dass es ihm *etwas bringt*, wird aller Aufwand umsonst sein.

Literatur:

- BAUER, J.: Warum ich fühle, was du fühlst – Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hofmann und Campe, Hamburg 2005.
- BOENISCH, J., BÜNK, CH. (HG.): Methoden der Unterstützten Kommunikation. Loeper, Karlsruhe, 1. Auflage 2003.
- CASE, R.: Die geistige Entwicklung des Menschen – Von der Geburt bis zum Erwachsenenalter. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 1999.
- HAISCH, W.: Kognition, dargestellt an der Entwicklung der sensomotorischen Intelligenz. In: Schermer, F.J. (Hg.): Einführung in Grundlagen der Psychologie. Arusin, Würzburg 1988.
- HATCH, F., MAIETTA, L.: Kinaesthetics – Gesundheitsentwicklung und menschliche Funktionen. Ein Buch über Kinaesthetics in der Pflege. Urban & Fischer Verlag/Elsevier, Heidelberg ²2002.
- HATCH, F., MAIETTA, L., SCHMIDT, S.: Kinästhetik – Interaktion durch Berührung und Bewegung in der Pflege., D. Berufsverb. Für Pflegeberufe, Eschborn ⁴1996.
- HÜTHER, G.: Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001.
- MAHLER, M., PINE, F., BERGMANN, A.: Die psychische Geburt des Menschen – Symbiose und Individuation. Fischer, Frankfurt a.M. 1994 (Original 1975).
- MALL, W.: Demut in der Heilpädagogik - Fragen an Georg Feuser. 2003 (unveröffentlicht, zu finden unter: <http://www.winfried-mall.ch/pdf/demut.pdf>; Stand: 01.12.2015).
- MALL, W.: Basale Kommunikation – ein Beitrag der Heilpädagogik zur Behandlung schwerst beeinträchtigter Menschen. In: Krankengymnastik – Zeitschrift für Physiotherapeuten 55 (8/2003) S. 1342-1346.
- MALL, W.: Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen. Heidelberg ⁶2008.
- MALL, W.: Sensomotorische Lebensweisen – Wie erleben Menschen mit geistiger Behinderung sich und ihre Umwelt? Heidelberger Universitätsverlag Winter, ³2014.
- MEYER, H.: Musikbasierte Kommunikation für Menschen mit schwerer Behinderung: Das Konzept. Loeper, Karlsruhe 2012.

- NIEDECKEN, D.: Namenlos – Geistig Behinderte verstehen. Beltz, Weinheim ⁴⁴. Auflage 2003.
- PIAGET, J.: Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Klett, Stuttgart 1969 (Original: Neuchâtel 1959).
- SCHRIBER, S.: Würdigung des Schaffens von Dr. phil. Aiha Zemp. Referat vom 17.11.2011. Tagungsbericht Hochschule Luzern 2011 (<https://www.hslu.ch/-/media/campus/common/files/dokumente/sa/fachtagungen%20und%20kongresse/archiv/sexualaufklaerung/aiha%20zemp%202011/schriber%20neu.pdf>; Stand: 01.12.2015).
- SENCKEL, B.: Mit geistig Behinderten leben und arbeiten. Eine entwicklungspsychologische Einführung. C.H.Beck, München ³1998.
- STERN, D.: Mutter und Kind – Die erste Beziehung. Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- TETZCHNER, S., MARTINSEN, H.: Einführung in Unterstützte Kommunikation. Universitätsverlag Winter Heidelberg 2000.
- VESTER, F.: Denken, Lernen, Vergessen. Dtv, München ²³1996.
- WILKEN, E. (HG.): Unterstützte Kommunikation – Eine Einführung in Theorie und Praxis. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln 2002.
- WATZLAWICK, P., BEAVIN, J., JACKSON, D.: Menschliche Kommunikation - Formen, Störungen, Paradoxien. Huber, Bern/Stuttgart/Wien ⁹1996.